



Simon Koschut [Hrsg.]

Emotionen in den Internationalen Beziehungen



Nomos

Emotionen in Politik und Gesellschaft

herausgegeben von
PD Dr. Simon Koschut
Prof. Dr. Christian von Scheve

Band 1

Simon Koschut [Hrsg.]

Emotionen in den Internationalen Beziehungen



Nomos

© Titelbild: chris-slupski-LeHpD4Jq_cU-unsplash – unsplash.com

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-6650-5 (Print)

ISBN 978-3-7489-0729-9 (ePDF)



Onlineversion
Nomos eLibrary

1. Auflage 2020

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2020. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Emotionen in den Internationalen Beziehungen <i>Simon Koschut</i>	7
Eine emotionale Entscheidung: Iraks Angriff auf Kuwait im Jahr 1990 <i>Robin Markwica</i>	37
#humanitywashedashore – Visualität und Emotionen in der internationalen Politik <i>Gabi Schlag</i>	59
The Feel for the Story: Narratives, Emotions, and Contestations of the Liberal Order <i>Jelena Cupać</i>	81
Vom Verantwortungsgefühl zur Verantwortungsübernahme: Die Schutzverantwortung der Vereinten Nationen aus Sicht des emotional turn <i>Bastian Loges</i>	99
Midān-Momente: Zur Konzeptionalisierung von Affekt, Emotion und politischer Partizipation auf besetzten Plätzen <i>Bilgin Ayata und Cilja Harders</i>	121
Der Wut auf der Spur. Zur Rolle von Emotionen in Russlands Politik gegenüber dem Westen <i>Regina Heller</i>	145
Gerechtigkeit und die internationalen Beziehungen. Lehren aus der Revolution in den Humanwissenschaften für die Friedensforschung <i>Harald Müller</i>	169

Inhalt

Kollektive Emotionen und politische Gewalt: Konturen eines neuen Forschungsprogramms in der Terrorismusforschung <i>Maéva Clément</i>	189
Radikalisierung, Online-Diskurse und Emotionen <i>Sybille Reinke de Buitrago</i>	213
AutorInnenverzeichnis	231

Emotionen in den Internationalen Beziehungen

Simon Koschut

Emotionen sind in der internationalen Politik allgegenwärtig, wie etwa das Mitgefühl mit dem Leid Anderer oder auch die Furcht vor Krieg und Armut. Dennoch galt lange Zeit der Verstand als höchste Errungenschaft des Menschen. Doch die jüngsten, bahnbrechenden Erkenntnisse der Neurowissenschaften stellen dieses Diktum in Frage: Emotionen und Rationalität, Gefühl und Verstand, stellen keinen Widerspruch dar, sondern bedingen einander. Damit wird ein Credo der Aufklärung wie es etwa Descartes formuliert hat – nämlich, dass der Verstand über die Gefühle herrschen sollte und nicht umgekehrt – zumindest relativiert. Vielmehr zeigt die neuere Forschung, dass rationale Entscheidungen ohne Emotionen häufig gar nicht möglich sind (Damasio 1994; LeDoux 1996). Emotionen verleihen unseren Präferenzen Intensität und Relevanz, motivieren uns zum Handeln und lassen uns auch die Konsequenzen unseres Handelns spüren. In manchen Fällen bedingen Emotionen sogar Rationalität: wenn ich mich ungerecht behandelt fühle, dann kann das Ablehnen eines materiellen Vorteils durchaus rational sein (Mercer 2010). Emotionen sind auch ein moralischer Kompass, denn sie lassen uns spüren, welches Verhalten angemessen ist und welches nicht (Jeffery 2014). Wenn aber Emotionen rationale und moralische Entscheidungen ermöglichen, und wenn internationale Politik auf sozialer Interaktion rationaler und moralischer Akteure basiert, dann muss internationale Politik ebenso eine emotionale Dimension beinhalten. Emotionen können natürlich politisch gefährlich und unerwünscht sein. Hass ist schließlich auch eine Emotion. Aber so zu tun, als ob Gefühle nicht vorhanden seien, bedeutet eine grundlegende Dynamik der internationalen Politik zu übersehen.

Die Relevanz von Emotionen in der internationalen Politik lässt sich an einigen Beispielen illustrieren. Emotionen beeinflussen unsere Wahrnehmung, Informationsaufnahme und Risikobewertung. Negative Gefühle wie Furcht oder Angst vergrößern unseren Aufmerksamkeitsradius und führen zu einer erhöhten Bedrohungswahrnehmung. Wut und Ärger dagegen verringern unsere Risikoaversion und können dazu führen, dass wir uns neuen Informationen und Argumenten verschließen. Dieses Zusammenspiel zwischen affektiven Gefühlen und kognitiven Bewertungen hat

konkrete Auswirkungen auf außenpolitisches Verhalten. So funktioniert militärische Abschreckungspolitik nur, solange ein potentieller Aggressor auch tatsächlich Furcht empfindet. Reagiert der vermeintliche Aggressor dagegen mit Wut, macht dies eine militärische Konfrontation sogar wahrscheinlicher (Crawford 2000). Das Prinzip der Abschreckung (*deterrence*) in der internationalen Politik verhindert also in manchen Fällen nicht den gewaltsamen Konflikt, sondern erreicht in manchen Fällen genau das Gegenteil – je nachdem, welche Emotionen im Spiel sind. Auch die Überzeugungskraft internationaler Normen beruht auf Emotionen. Damit Mechanismen zur Normendurchsetzung, wie etwa das Anprangern von Menschenrechtsverletzungen (*naming and shaming*), eine Verhaltensänderung hervorrufen können, müssen die betroffenen Akteure zunächst einmal so etwas wie Scham oder Reue empfinden. Täten sie dies nicht, wären diese Mechanismen zur Normendurchsetzung nutzlos.

Diese Beispiele legen nahe, dass Emotionen potentiell über kausale Erklärungskraft in der internationalen Politik verfügen. Dennoch hat die Politikwissenschaft, und insbesondere die Teildisziplin der Internationalen Beziehungen (IB), Emotionen lange Zeit vernachlässigt. Stattdessen wurden internationale Akteure (mit wenigen Ausnahmen) als primär rational handelnde Akteure gesehen, die zwar über Emotionen verfügen, aber deren Einfluss (wenn überhaupt) ein irrationales Nebenprodukt ansonsten kühl und überlegt agierender Akteure darstelle. Selbst Sozialkonstruktivist*innen wie Alexander Wendt ordnen Emotionen als präsoziale, materialistische Triebe ein (Ross 2006). Neben diesem rationalen und kognitiven *bias* ist ein weiterer Grund für die Vernachlässigung von Emotionen in den IB, dass Emotionen eine Art „taken-for-granted status“ zu kommt, wie Neta Crawford es nennt. So berufen sich klassische Realisten wie Hans Morgenthau (1948, 125) ganz selbstverständlich auf Furcht als Triebfeder staatlichen Handelns („Personal fears are thus transformed into anxiety for the nation“) ohne jedoch diese Variablen systematisch zu operationalisieren. Ähnlich agiert Kenneth Waltz (1979, 118), der in Emotionen eine Ursache für das Zustandekommen eines internationalen Machtgleichgewichts sieht: „Fear (...) stimulates states to behave in ways that tend toward the creation of balances of power“. Im Gegensatz dazu sah der Friedensaktivist Norman Angell die Kanalisierung von Emotionen als Teil eines größeren Projekts des Weltfriedens: “(O)ur problem is not to eliminate emotion but to see that it is put to the right purpose. (...) You can have an emotion for reason” (zitiert in: Miller 1986, 23 und 125). Liberale und institutionalistische Theorien bestätigen zwar die Bedeutung von Empathie für kooperatives Verhalten in internationalen Regimen, schöpfen deren Erklärungspotential jedoch nicht weiter aus (Keohane 1990). Für manche konstruktivis-

tische TheoretikerInnen sind gruppenbasierte Gefühle durchaus Teil kollektiver Identität. Ihnen kommt jedoch keine eigenständige Erklärungskraft zu: “‘we-feeling’ (...) did not mean a psychological, largely affective matter of feelings, emotions, and trust, but a socially constructed social-cognitive process” (Adler 2005, 215).

Emotionen sind also bereits impliziert und damit Bestandteil der IB-Theorie, bleiben jedoch implizit und untertheoretisiert. Eine emotionale Perspektive beinhaltet hier wichtige Implikationen für die Analyse internationaler Politik: sie zwingt uns, staatliche und nichtstaatliche Akteure nicht nur allein als rational handelnde Akteure sondern auch als emotional handelnde Akteure zu verstehen; sie verdeutlicht, dass Emotionen nicht allein individuelle Eigenschaften sind, sondern auch in internationale Strukturen eingebettet sind; und sie birgt konkrete und praktische Implikationen für politisches Handeln.

Gerade deshalb erfreut sich die Erforschung von Emotionen in den IB in jüngster Zeit großer Beliebtheit. Die Literatur zu diesem Thema ist mittlerweile so umfangreich, dass viele sogar von einem *emotional turn* sprechen (Bleiker/Hutchison 2014). Gleichzeitig steht dieser noch junge Forschungsstrang vor einem zentralen Problem. Einerseits bestätigen ForscherInnen aller theoretischen Couleur ausdrücklich die Existenz von Emotionen in der Weltpolitik. Andererseits bleiben viele theoretische Aussagen über deren Rolle und Wirkung in bestimmten sozialen Kontexten noch weitgehend unerforscht, was zum einen mit konzeptionellen und zum anderen mit methodischen Problemen zu tun hat. In der Emotionsforschung ist erstens hoch umstritten, was eine Emotion genau ausmacht und wie diese von verwandten Konzepten wie Gefühlen, Affekten oder Stimmungen abzugrenzen ist. Zweitens lassen sich Emotionen nur schwerlich mit herkömmlichen sozialwissenschaftlichen Methoden erfassen (Bleiker/Hutchison 2008). Für die IB ergibt sich noch ein drittes Problem: wie lassen sich individuelle Emotionen auf kollektive Akteure wie Staaten, internationale Organisationen und transnationale Gruppen übertragen (Mercer 2014)? Mit anderen Worten: Während wir zu wissen scheinen, dass Emotionen ‚da draußen‘ sind, haben wir bislang offensichtlich noch zu wenig Erkenntnis darüber, was Emotionen eigentlich ‚tun‘. Dies führt zu grundsätzlichen Fragen, denen sich die Emotionsforschung in den IB stellen muss: Was können Emotionen zu zentralen Fragestellungen und Analysen internationaler Politik beitragen? Gibt es eine Theorie der Emotion und ist dies überhaupt wünschenswert? Wie lassen sich Emotionen methodisch-empirisch erfassen?

Hier knüpft der vorliegende Sammelband an. Es wird hier argumentiert, dass die Einbeziehung von Emotionen als zusätzliche Analysekatego-

rie in den Internationalen Beziehungen weitergehende Fragen ermöglicht und dass die Tragweite der Bedeutungen, die sich aus der Auseinandersetzung mit Emotionen ergeben, insbesondere in der deutschen Forschungsdebatte, meist übersehen wird. Der vorliegende Beitrag stellt dazu Bausteine für die theoretische und empirische Analyse von Emotionen in den IB vor. Nach einem Kurzüberblick des aktuellen Forschungsstands wird das Konzept der Emotion vorgestellt. Mithilfe eines Analyserahmens wird anschließend gezeigt, wie Emotionen in die Analyse internationaler Politik sinnvoll integriert werden können.

Emotionen in den Internationalen Beziehungen: der Forschungsstand

Frühe realistische und liberale Theorien der Internationalen Beziehungen erkannten durchaus die Rolle von Emotionen an, wiesen ihnen jedoch – wie oben bereits ausgeführt – einen „taken-for granted-status“ zu, der eine systematische Theoretisierung als wenig notwendig erscheinen ließ. In den 1960er Jahren wurden Emotionen schließlich beinahe völlig außer Acht gelassen, als das Paradigma des rationalen Akteurs die Internationalen Beziehungen dominierte. Es gab jedoch einige wichtige Ausnahmen. In den 1970er Jahren wurden in Studien zur Politischen Psychologie sowie in der Außenpolitikforschung Emotionen durchaus ernst genommen. Dabei wurde insbesondere das Zusammenspiel zwischen kognitiven und affektiven Faktoren auf außenpolitische Entscheidungsfindung untersucht (Jervis 1976; Janis 1972; Allison 1971; Jervis/Lebow/Stein 1985; Larson 1985). Während psychologische Erklärungen die Annahmen rationaler Entscheidungsfindung zwar problematisierten, wurden Emotionen jedoch immer noch als normative Abweichungen vom Ideal der Rationalität behandelt, wodurch der kartesische Dualismus zwischen Denken und Fühlen, rationaler Vernunft und irrationaler Emotion, bestehen blieb (Bleiker/Hutchinson 2014).

Der jüngste *emotional turn* in den IB hat dagegen den Mythos entlarvt, dass sich Vernunft und Emotion gegenseitig ausschließen müssen. In den 2000er Jahren begannen Pioniere wie Jon Mercer und Neta Crawford die Bedeutung von Emotionen, Gefühlen und Affekten für die IB zu theoretisieren. Jon Mercer (2005, 2006) zeigte, dass Emotionen eine wesentliche Rolle im Prozess der rationalen Entscheidungsfindung sowie bei der Konstruktion von Gruppenidentitäten in Bezug auf Fragen von Krieg und Frieden spielen. Neta Crawford (2000, 2009) stellte viele traditionelle Annahmen der internationalen Politik in Frage, indem sie vorschlug, dass sich politische Akteure nur deshalb rational verhalten, weil sie auch emotionale

Akteure sind. Dieses neue Verständnis hat erhebliche Auswirkungen auf die Analyse und Vorhersagbarkeit internationaler Politik, da es, wie Barry Buzan und Lene Hansen (2009, 30) treffend bemerken, einen großen Unterschied macht, welche Eigenschaften internationale Akteure haben: Wenn Staaten allein rationale Akteure sind, ist es möglich Vorhersagen über ihr Verhalten zu treffen, aber dies wird erheblich verkompliziert, wenn dies eben nicht der Fall ist. Seit der Pionierarbeit von Jon Mercer und Neta Crawford sind viele WissenschaftlerInnen dem Aufruf gefolgt, Emotionen in die Analyse internationaler Politik einzubeziehen. Dabei gibt es nach wie vor erhebliche Debatten und Meinungsverschiedenheiten darüber, wie der Zusammenhang zwischen Emotionen und internationaler Politik am besten erforscht werden kann. Zwei grobe Trends lassen sich in der Literatur identifizieren.

Ein erster Trend untersucht Emotionen in der internationalen Diplomatie sowie in der Außen- und Sicherheitspolitik (Jervis 1976; Jervis/Lebow/Stein 1985; Hill 2003). Aufbauend auf einer langen Tradition der Politischen Psychologie sowie der Außen- und Sicherheitspolitikforschung versuchen diese WissenschaftlerInnen zu verstehen, welche Rolle die Psychologie bei der politischen Entscheidungsfindung spielt (McDermott 2014; Mercer 2013; Fettweis 2013; Schilling 2015; Alexieva 2016; Reinke de Buitrago 2016; Dean/McDermott 2017; Markwica 2018; Sasley 2010). Eine Forschungsrichtung befasst sich dabei spezifisch mit der Rolle von Emotionen in der Diplomatie (Hall 2011, 2015; Wong 2016; Holmes 2013, 2018; Keys/Yorke 2019; Jones/Clark 2019). Ein weiterer Teil der Literatur untersucht, wie politische Eliten und die breite Öffentlichkeit emotional auf politische Ereignisse reagieren (Small/Lerner 2008; Widmaier 2010; Clément/Lindemann/Sangar 2017; Hall/Ross 2019; Van Hoef/O'Connor 2019; Edney-Browne 2019).

Diese und andere Studien zur Politischen Psychologie und der Außenpolitikforschung haben wichtige Beiträge zum Verständnis der Rolle von Emotionen in der internationalen Politik geleistet. Die jeweiligen Ansätze arbeiten dabei überwiegend mit einer individuellen Ontologie auf der Mikroebene, die nur schwer erklären kann, wie die soziale Dynamik von Emotionen die Konstitution politischer Gemeinschaften auf der Makroebene beeinflusst (Crawford 2013, 122). Dies hängt eng mit der Frage zusammen, ob emotionale Interaktion eher individuell oder gruppenbasiert funktioniert. Hinter dieser Unterscheidung steht eine langjährige Debatte in der Emotionsforschung über die ontologische Verortung von Emotionen: Sind Emotionen individuelle Eigenschaften oder Teil sozialen Strukturen? Anders ausgedrückt: sind wir selbst Herr über unsere Gefühle oder bestimmt unsere Außenwelt, was und wie wir fühlen? Die psychologische

Position behandelt Emotionen dabei mehr oder weniger als die Summe individueller Gefühlszustände (Bruder/Fischer/Manstead 2014). Obwohl nur wenige WissenschaftlerInnen wirklich argumentieren würden, dass Gruppenverhalten und -dynamiken lediglich die Aggregation ihrer einzelnen Teile seien, laufen die meisten Studien zu Emotionen in der Politischen Psychologie und in der Außenpolitikforschung genau darauf hinaus. Rose McDermott (2004, 3) drückt es so aus: “What unifies political psychology and makes it distinct from other forms of political analysis is the search for explanation, description, and prediction at the individual level of analysis. (...) This attentional bias is not always limited to the individual, for sometimes it incorporates the individual acting in concert with other individuals in group settings, but nonetheless, it privileges the individual over (...) other levels of analysis that diminish the significance of the individual”.

Ein zweiter Trend versucht, diese Perspektive zu erweitern, indem untersucht wird, wie Emotionen auf kollektiver Ebene entstehen. Emotionen unterfüttern nicht nur politische Identitäten und Gemeinschaften sondern auch kollektive Handlungen, Verhaltensweisen und Praktiken. Eine Reihe von WissenschaftlerInnen nehmen hier eine Brückenfunktion ein, indem sie psychologische Ansätze in konstruktivistische Theorien der IB integrieren (Hymans 2006; Kowert 2012; Löwenheim/Heimann 2008; Crawford 2014; Ilgit/Prakash 2019; Widmaier/Park 2012; Leep 2010; Zehfuss 2009; Koschut 2018). Einige haben vorgeschlagen, diesen Ansatz als „psychologischen Konstruktivismus“ zu bezeichnen (Hymans 2010; Mercer 2014). Andere KonstruktivistInnen wie Jennifer Mitzen (2006) und Brent Steele (2008) verknüpfen Emotionen mit dem Konzept der ontologischen Sicherheit in den IB. Jennifer Mitzen betrachtet die emotionale Identifikation mit dem Staat als mit den gewohnten Praktiken und Bedürfnissen des Einzelnen verbunden. Brent Steele behandelt Emotionen wie Angst und Ehre als einen wesentlichen Bestandteil dessen, was die ontologischen Sicherheitsbedenken eines Staates stützt. Umgekehrt wird argumentiert, dass ontologische Unsicherheit zu Emotionen wie Schuld oder Scham führen kann (Subotic/Steele 2018; Subotic/Zarakol 2013; Lupovici 2016). Catarina Kinnvall (2016, 94) betrachtet ontologische Sicherheit daher als „eng verbunden mit Emotionen (...), durch die Individuen, Staaten und Gesellschaften sich selbst und die Welt um sie herum verstehen (Übersetzung des Autors)“.

Ein weiterer Forschungsstrang befasst sich mit der Rolle von Emotionen in der kritischen Sicherheitsforschung (Åhall/Gregory 2015, 2013; Danchev 2006; Fattah/Fierke 2009; Schick 2011; Solomon 2015; Oren/Solomon 2015; Hutchison 2016; Van Rythoven 2015; Linklater 2011; Koschut 2015, 2017, 2020; Eroukhmanoff 2019). Hier interessieren sich Wis-

senschaftlerInnen hauptsächlich dafür, wie Emotionen in strategischen Narrativen und Praktiken der Versicherheitlichung wirken, um eine bestimmte Politik zu (de-)legitimieren. Einige PoststrukturalistInnen theoretisieren wiederum die Verbindung zwischen Emotionen, Bildern und Diskursen in der internationalen Politik (Der Derian 2005; Hansen 2011; Hutchison 2018; Callahan 2020; Adler-Nissen/Andersen/Hansen 2020; Schlag/Heck 2020). Feministische WissenschaftlerInnen untersuchen „Affektökonomien“, in denen Frauen ihre Emotionen den sozialen Vorgaben männlicher Strukturen unterordnen müssen. So zeigen Laura Sjoberg und Christine Sylvester, wie militärische Räume männlich dominierte Gefühlsregeln schaffen. Jessica Auchter und Lauren Wilcox verdeutlichen, wie affektive Kriegstraumata Burnout und posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) verursachen können. Schließlich beleuchten PraxistheoretikerInnen wie internationale Praktiken durch emotionale Faktoren untermauert werden (Bially Mattern 2011; Adler 2019).

Was ist eine Emotion? Eine konzeptionell-theoretische Annäherung

Obwohl das Forschungsfeld der IB mittlerweile eine Fülle von Beiträgen zur Erforschung von Emotionen in der internationalen Politik geleistet hat, bestehen nach wie vor große Herausforderungen und Debatten.

Erstens gibt es Unterschiede zwischen denjenigen, die Emotionen als primär individuelle und körperlich-biologische Phänomene betrachten, und denen, die dazu neigen, Emotionen eher in soziokulturellen Strukturen zu verorten. Biologisch-evolutionäre Perspektiven auf Emotionen haben eine Reihe von analytischen Modellen und Theorien im Bereich der IB geprägt, die sich häufig auf die dyadische Interaktion zwischen Einzelpersonen konzentrieren. In diesen Konzepten stellen zwischenmenschliche Emotionen eine Aggregation sozial geteilter individueller Emotionen dar, was bedeutet, dass Emotionen dem Individuum und nicht einer Gruppe zuzuordnen sind. Diese evolutionären Emotionstheorien betrachten Emotionen als universelle, genetisch verankerte biologische Prozesse, die in erster Linie dazu dienen, sich an Überlebensbedrohungen anzupassen oder utilitaristische Ziele zu verfolgen, die im strategischen Interesse einzelner Akteure liegen. Derartige Emotionstheorien behandeln Emotionen also als präsoziale Phänomene, die auf das Individuum beschränkt bleiben (Darwin 1872; Spencer 1852; Tomkins 1981; Ekman 1993; Izard 1971). Während die meisten dieser WissenschaftlerInnen zwar anerkennen, dass soziale, historische und kulturelle Faktoren nicht gänzlich irrelevant sind, sprechen sie sich dennoch für „das Primat des physischen Körpers beim Er-

leben und Vermitteln von Emotionen aus. Alle anderen Aspekte, einschließlich historischer und kultureller Einflüsse, sind zweitrangig“ (Übersetzung des Autors, McDermott 2014, 558).

Eine soziokulturelle Perspektive vertritt den entgegengesetzten Standpunkt. Emotionen werden hier nicht primär durch Individuen, sondern im Namen und als Teil einer Gruppe empfunden. Dieser emergente oder gruppenbasierte Ansatz argumentiert, dass bestimmte Emotionen einer Gruppe oder anderen Mitgliedern dieser Gruppe zuzuordnen sind und in deren Namen gefühlt und ausgedrückt werden. KulturtheoretikerInnen und AnthropologInnen betrachten Emotionen sogar als soziale Konstruktionen, die vorwiegend durch Sprache, Moral und Identität erfahren werden. Hier werden Emotionen in soziale Institutionen und soziale Identitäten eingebettet und bleiben nicht auf biologische Prozesse beschränkt (Averill 1980; Harré 1986; Hochschild 1979; Stearns/Stearns 1985; Gordon 1990; Lutz 1988). Wie Jon Mercer (2014, 522) betont: „Emotion goes with identity, not the body“. Soziokulturelle Ansätze kehren somit die Annahme biologisch-evolutionärer Emotionstheorien um, indem sie argumentieren, dass Emotionen in erster Linie durch soziale Faktoren und nicht durch die biologische Evolution geprägt sind.

Die meisten EmotionswissenschaftlerInnen würden jedoch ein derartig dualistisches Verständnis von Emotionen eher ablehnen. Obwohl es stimmt, dass soziokulturelle Strukturen emotionale Muster zwischen Individuen und Gruppen kanalisieren und regulieren, ist es ebenso offensichtlich, dass die Biologie und Evolution des Menschen die Erregung und den Ausdruck von Emotionen in sozialen Umgebungen beeinflussen: von dyadischen Interaktionen zwischen politischen EntscheidungsträgerInnen bei internationalen Gipfeltreffen bis hin zu ritualisierten Massenereignissen wie politischen Protesten und virtueller Kommunikation in digitalen Räumen. Besonders in sozialen Situationen, in denen Emotionen als sehr intensiv empfunden werden, aktivieren diese Empfindungen in unserem Gehirn subkortikale Bereiche und drücken unsere emotionalen „Knöpfe“, bevor wir sie bewusst mit einem kulturellen „Etikett“ versehen können. In diesem Sinne sind Emotionen weder auf biologische noch auf soziokulturelle Prozesse reduzierbar, sondern hängen vielmehr voneinander ab. Die folgende Analogie kann dies veranschaulichen: Das Beherrschen einer Sprache beinhaltet sowohl die biologische Fähigkeit, Silben und Worte physisch zu artikulieren, als auch die soziokulturelle Fähigkeit, die Bedeutung von Wörtern und Phrasen zu verstehen. In ähnlicher Weise beinhaltet das Ausdrücken und Teilen bestimmter Emotionen mit anderen sowohl die biologische Fähigkeit, ein emotionales Gefühl körperlich zu empfinden, als auch die sozial erworbene Fähigkeit, Emotionen nach erlernten

sozialen Normen und Konventionen situativ zu reflektieren. Aus theoretisch-konzeptioneller Sicht wäre es daher unklug, die neurologische Verankerung zur Erzeugung von Emotionen gänzlich über Bord zu werfen. Genauso unklug wäre es jedoch, die soziale Konstruktion von Emotionen zu vernachlässigen. Die moderne Emotionsforschung geht daher meist einen Mittelweg: Während in vielen Situationen die kulturelle und soziale Struktur Emotionen reguliert und steuert, werden biologische und evolutionäre Prozesse nie vollständig außer Kraft gesetzt.

Eine zweite Debatte dreht sich um die Frage, ob Emotionen eher spontan oder strategisch ausgedrückt werden. Auf der einen Seite geht der Voluntarismus davon aus, dass die Einzelne ein beträchtliches Maß an Kontrolle über ihre Gefühle behält (Wundt 1874; Flam 1990; Slaby/Wüschner 2014). Nach diesem Standpunkt sind Emotionen intendierte Handlungen, für die die Einzelne zumindest eine gewisse Eigenständigkeit und Verantwortung trägt (Solomon 2003, 4). Auf der anderen Seite behauptet der Experientialismus, dass die individuelle emotionale Erfahrung weitgehend unfreiwillig ist und nur selten der menschlichen Kontrolle unterliegt (Elster 1996, 1999; Prinz 2004). Wie es der schottische Moralphilosoph David Hume (2011, 266) ausdrückt: “Reason is, and ought only to be the slave of the passions”. Aus dieser Perspektive unterliegen individuelle Gefühle einem moralischen Standard, der es uns ermöglicht, unsere Emotionen so zu formen, zu kultivieren und einzuschränken, dass sie die Art von Stabilität und Zuverlässigkeit bieten, welche die Grundlage für ein moralisches Urteil bilden.

Es gibt durchaus Belege für die Annahme, dass Emotionen spontan ausgedrückt werden. Einige körperliche Reaktionen wie Schwitzen, Pupillenerweiterung oder Erröten sind sehr schwer, wenn nicht unmöglich, zu kontrollieren (wobei einige WissenschaftlerInnen die Annahme bestreiten, dass es sich hier überhaupt um Emotionen handelt). Andererseits werden Emotionen auch bewusst politisch inszeniert und manipuliert. Emotionalisierte Auftritte in der internationalen Politik stellen häufig dramaturgische und institutionalisierte Performances dar, die auf ein bestimmtes politisches Ziel oder einen Zweck ausgerichtet sind. Neta Crawford (2014, 547) schreibt dazu: “To the extent that individuals are organized into and act through more or less institutionalized groups, the dominant beliefs and feelings of the group are institutionalized – translated and embodied into practices and procedures designed to meet emotional needs and organizational goals”.

Eine letzte Debatte betrifft die Frage nach den kognitiven Grundlagen von Emotionen, die in der berühmten Lazarus-Zajonc-Debatte Anfang der 1980er Jahre eine herausragende Rolle spielte. Letztere Debatte drehte sich

um die Frage, ob Emotionen in erster Linie kognitiv oder körperlich entstehen. Während Robert Zajonc (1980) argumentierte, dass Emotion und Kognition unabhängig voneinander existieren können, vertrat Richard Lazarus (1982) die gegenteilige Ansicht, dass kognitive Wahrnehmungen und Beurteilungen immer Vorrang vor Emotionen haben. Ob und welche Emotion entsteht, hängt demnach davon ab, wie ein Ereignis kognitiv interpretiert oder bewertet wird. Zajonc bestritt keineswegs, dass kognitive Prozesse Emotionen vorausgehen können. Er lehnte es jedoch als notwendige Bedingung ab. Stattdessen behauptete er, dass Emotionen auch ohne jegliche kognitive Verarbeitungsprozesse auftreten könnten. Die Lazarus-Zajonc-Debatte ist Teil der theoretischen Kluft zwischen kognitiven und somatischen Emotionstheorien. Der kognitive Ansatz betrachtet Emotionen im Grunde als moralische Werturteile. Um eine Emotion zu erfahren, muss man zunächst kognitiv verstehen und interpretieren was man situativ gerade körperlich fühlt: moralische Überzeugungen gehen Emotionen voraus (Arnold 1960; Lazarus 1991; Nussbaum 2001; Solomon 1976). Somatische Ansätze, die auf William James und Carl Georg Lange zurückgehen, neigen dagegen eher dazu, Emotionen als primär unreflektierte, körperliche Veränderungen zu betrachten, die nicht unbedingt kognitive Prozesse erfordern: Emotionen gehen hier kognitiven Überzeugungen voraus (James 1884; Lange 1885; Dewey 1896; Cannon 1927; Watson 1928; Massumi 2002).

Aus heutiger Sicht erscheint die Lazarus-Zajonc-Debatte allerdings eher als eine definitorische Debatte (Leventhal/Scherer 1987). Aus neurologischen Untersuchungen geht hervor, dass eine bewusste Beurteilung, an der das Großhirn beteiligt ist, von solchen unterschieden werden muss, an denen das Großhirn nicht beteiligt ist und die unfreiwillig erfolgen (LeDoux 1996). Die präkognitive Bewertung des Gehirns besteht darin, Reize als neu oder bekannt und als bedrohlich oder harmlos einzustufen. Diese nicht-reflektierende Beurteilung kann das hormonelle und vegetative System bereits beeinflussen, bevor die Informationen überhaupt das Großhirn erreicht (Damasio 1994). Wie Janice Gross Stein (2013, 88) betont: „Wir fühlen im Allgemeinen, *bevor* wir denken, und was noch überraschender ist, wir handeln oft, *bevor* wir denken“ (Übersetzung des Autors, Betonung im Original). Die meisten EmotionstheoretikerInnen sind sich daher einig, dass Emotionalität Denken *und* Fühlen beinhalten kann und Raum für nicht-reflektierende und unbewusste Formen der kognitiven Bewertung lässt. Zur Verdeutlichung dieser Differenzierung wird häufig zwischen Emotionen (im Sinne repräsentativer moralischer Werturteile) und Gefühlen (im Sinne eines phänomenologischen Erregungszustands) unterschieden. Emotionen wie Furcht unterscheiden sich von Gefühlen wie Angst al-

so dadurch, dass erstere nicht nur unbestimmte körperliche Empfindungen hervorrufen, sondern ein konkretes Objekt kognitiv repräsentieren (zum Beispiel die Atombombe als bedrohlich) (Döring 2009: 9).

Methodische Herausforderungen

Aufbauend auf diesen theoretisch-konzeptionellen Grundlagen lässt sich nun ein Analyserahmen erstellen, der neben den Möglichkeiten der Einbeziehung von Emotionen als Analysekategorie auch die damit verbundenen methodischen Herausforderungen benennt.

Zunächst einmal lassen sich grundsätzlich drei analytische Funktionen von Emotionen unterscheiden. Erstens können Emotionen als unabhängige Variable in Analysemodelle integriert werden. In diesem Fall kann die An- bzw. Abwesenheit spezifischer Emotionen bestimmte politische Phänomene auf internationaler Ebene erklären (zum Beispiel wie kollektiver Hass zu Genoziden führen kann). Zweitens können Emotionen auch als abhängige Variable fungieren. Hier wird dann untersucht, wie sich außenpolitisches Handeln und internationale Strukturen auf die spezifischen Emotionen individueller und kollektiver Akteure auswirken (zum Beispiel kann ein Terroranschlag Furcht und Trauer aber auch Wut auslösen). Schließlich kann drittens ein hermeneutischer Ansatz gewählt werden, der Emotionen als eingebunden in soziale Diskurse und Praktiken versteht (zum Beispiel wer genau was in welcher Situation fühlen darf). Entscheidend ist bei jedem dieser Ansätze die theoretische Reichweite der getroffenen Aussagen.

Damit sind jedoch nicht unerhebliche methodologische Herausforderungen verbunden, die Clément und Sangar (2018) in sechs Bereiche gliedern. Erstens stellt sich die Frage, ob Emotionen als universelle, einheitliche Kategorie oder als Partikularphänomen mit kultureller Variabilität untersucht werden sollen. Anders ausgedrückt: fühlen alle Menschen zu jedem Zeitpunkt gleich oder gibt es historisch-kulturelle Unterschiede? Bleiker und Hutchison (2014) unterscheiden hier in den IB zwischen sogenannten Mikro- und Makroansätzen. Während makropolitische Ansätze generalisierende Aussagen über Emotionen über längere Zeiträume und Regionen hinweg untersuchen, zielen mikropolitische Ansätze eher auf spezifische Emotionen in bestimmten zeitlichen und räumlichen Kontexten ab.

Zweitens stellt sich die Frage, ob auf traditionelle Methoden der IB zurückgegriffen werden kann oder es der Entwicklung neuer methodischer Werkzeuge bedarf. So sind einige AutorInnen der Meinung, dass bereits

etablierte Methodenansätze wie die Diskursanalyse oder *process tracing* durchaus für die Untersuchung von Emotionen adaptiert werden können (Koschut 2020). Andere wiederum sind der Meinung, dass sozialwissenschaftliche Methoden eher ungeeignet für die Erforschung von Emotionen sind und greifen daher auf Methoden aus den Humanwissenschaften zurück (Bleiker/Hutchison 2008). Die bisherige wissenschaftliche Erfahrung zeigt, dass beides möglich und vielsprechend sein kann.

Drittens steht die Frage im Raum, ob Emotionen eher konkrete oder diffuse Phänomene darstellen. Während die Abstrahierung und Disziplinierung von Emotionen anhand universeller Analysekategorien wie ‚Hass‘ oder ‚Wut‘ generalisierende Kausalaussagen zulässt, vereinfacht diese Perspektive gleichzeitig die tatsächliche Komplexität und Undisziplinierbarkeit („messiness“) emotionaler Erfahrung. Tatsächlich liegen häufig „gemischte“ Gefühlsempfindungen vor, deren authentische Reproduktion mithilfe kontainerartiger Analysekategorien schwerfällt oder gar unmöglich erscheint (Ross 2014).

Viertens stellt sich die grundsätzliche Frage, inwieweit WissenschaftlerInnen überhaupt methodischen Zugriff auf Emotionen haben. Rom Harré bezeichnet Emotionen sogar als ontologische Illusion: „Emotions constitute an ontological illusion, in the sense that there is an abstract and detachable ‘it’ upon which research can be directed“. Es ist in der Tat schlichtweg unmöglich, das Innere politischer Akteure komplett nach außen zu kehren – seien dies Interessen, Ideen oder eben Emotionen (Bially Mattern 2014, Fierke 2013). Eine der spezifischen Herausforderungen der Emotionsforschung besteht gerade darin, dass aufgrund ihrer subjektiven Natur weder der direkte Zugang zu emotionalen Zuständen und Absichten möglich erscheint noch die „gefühlte“ emotionale Rezeption und Erfahrung von Akteuren reproduzierbar ist. Das Problem der subjektiven Ontologie von Emotionen kann jedoch methodisch gelöst werden, indem der analytische Fokus von der internen phänomenologischen Erfahrung durch Individuen auf die repräsentative und intersubjektive Artikulation und Kommunikation innerhalb sozialer Sphären verlagert wird.

Damit stellt sich jedoch fünftens die Frage nach der Analyseebene. Während einige ForscherInnen einen *top-down*-Ansatz verwenden, der Emotionen als Produkte internationaler Strukturen versteht, benutzen andere einen *bottom-up*-Ansatz, der davon ausgeht, dass Emotionen internationale Strukturen konstituieren. Einige ForscherInnen verwenden hingegen einen horizontalen Ansatz, der *top-down*-Ansätze und *bottom-up*-Ansätze miteinander verbindet und die affektive Zirkulation von Emotionen in politischen Räumen – zum Beispiel bei Protestbewegungen oder nach Terroranschlägen – untersucht (Ross 2014)

Schließlich spielt sechstens die Temporalität von Emotionen eine wichtige Rolle. Dabei geht um die Frage, ob es sich bei Emotionen eher um kurzfristige oder langfristige Phänomene handelt: Sind Emotionen nur auf den Moment bezogen, also unmittelbare Reaktionen auf bestimmte Ereignisse, oder stellen Emotionen längerfristige Dispositionen dar, die unter-schwellig in uns schlummern und in bestimmten Situation aktiviert werden können? Tatsächlich ist beides möglich: eine Emotion wird immer nur vorübergehend gefühlt, während hingegen manche Gefühle als emotionale Disposition unterhalb der Bewusstseinsebene fortbestehen und nur in bestimmten Situationen bewusst empfunden werden. Das angespannte Verhältnis zwischen dem Iran und den USA kann hier als Beispiel herangezogen werden. Viele Kongressabgeordnete in den USA sind dem Iran gegenüber eher feindselig eingestellt. Sie spüren jedoch nicht immer das Gefühl der Feindseligkeit. Als ein Erdbeben nahe der iranischen Stadt Bam humanitäre Hilfe erforderte, bot der US-amerikanische Kongress sogar humanitäre Unterstützung an. Hier überwog offensichtlich das Mitgefühl mit den Opfern. Die negative emotionale Disposition gegenüber dem Iran existiert bei vielen Kongressabgeordneten unter-schwellig jedoch fort. Der Anblick der ritualisierten Verbrennung US-amerikanischer Flaggen auf den Straßen Teherans, flankiert von rhythmisch skalierten „Death to USA“-Rufen, lässt diese unter-schwellige emotionale Disposition dann wieder in Form eines bewusst erlebten Gefühls der Abneigung aufflammen.

Ein Analyserahmen für die Erforschung von Emotionen in den IB

Wie aber lassen sich Emotionen in die Analyse internationaler Politik sinnvoll integrieren? In den meisten Fällen werden Emotionen in den IB als Phänomen untersucht, das soziale Interaktion zwischen bestimmten Akteuren in irgendeiner Form voraussetzt. Diese Ansicht führt zu dem hier vorgebrachten Argument, dass ein Analyserahmen entlang zweier analytischer Hauptdimensionen strukturiert werden kann: (1) die Ebene der Interaktion, über die Emotionen geteilt werden; und (2) die Art und Weise, wie Emotionen ausgedrückt werden.

Die erste Dimension – ich nenne sie emotionale Interaktionsebene – bezieht sich auf die Frage, ob Emotionen in erster Linie individuell oder überwiegend gruppenbasiert auftreten. Dementsprechend können kollektive Emotionen entweder eine Ansammlung sozial geteilter individueller Emotionen sein und somit den einzelnen Akteuren „gehören“ oder im Namen einer Gruppe empfunden und somit an ein Kollektiv gebunden sein (Mesquita 2001). Diese erste Dimension kann sich auf zwei Arten manifes-

tieren: einerseits, wenn in einer Gruppe zeitgleich eine individuell empfundene Emotion auftritt (zum Beispiel zwei Staatsoberhäupter, die über denselben Witz bei einem Gipfeltreffen lachen). Andererseits kann die emotionale Interaktion durch synchronisierten Ausdruck kollektiver emotionaler Orientierungen auf der Grundlage einer Gruppenzugehörigkeit erfolgen (zum Beispiel Hass oder Stolz als Folge von Nationalismus).

Die zweite Dimension – ich nenne sie emotionale Ausdrucksform – betrifft die Frage, wie Emotionen kommuniziert und geteilt werden. Emotionen können entweder spontan ausgedrückt (zum Beispiel bei spontan organisierten politischen Protesten) oder strategisch kommuniziert werden (zum Beispiel bei einer politischen Rede). In den folgenden beiden Abschnitten werde ich die beiden Dimensionen kurz näher erläutern und dann die polaren Gegensätze zusammenführen, um einen Rahmen für die Analyse von Emotionen in den internationalen Beziehungen zu erstellen.

Emotionale Interaktionsebene: individuell versus gruppenbasiert

Die erste Dimension bezieht sich darauf, ob emotionale Interaktion eher individuell oder gruppenbasiert erfolgt. Die individuelle Ebene behandelt kollektive Emotionen mehr oder weniger als die Summe einzelner Gefühlszustände. In diesen Konzepten bilden kollektive Emotionen eine Ansammlung sozial geteilter individueller Emotionen, was bedeutet, dass sich Emotionen primär auf das Individuum beziehen und nicht auf eine Gruppe. Jede Einzelne fühlt in bestimmten sozialen Situationen individuell – also relativ unabhängig von Gruppenzugehörigkeit. Die Ebene gruppenbasierter Emotionen umfasst hingegen nicht nur individuelle Emotionen, die gegenüber anderen ausgedrückt werden, sondern bezieht sich auch auf solche Emotionen, die Einzelpersonen gegenüber sozialen Gruppen empfinden. Dabei spielt die soziale Identität eine wichtige Rolle. Durch die Identifikation mit einer bestimmten Gruppe erhält die Mitgliedschaft in dieser Gruppe eine emotionale Bedeutung, da soziale Objekte oder Ereignisse hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf die Gruppe und nicht auf den Einzelnen bewertet werden. (Mackie/Maitner/Smith 2016; Sasley 2011). Wenn eine bestimmte soziale Identität aktiviert wird, fühlen die Mitglieder im Namen dieser Gruppe – auch, wenn sie selbst als Person gar nicht betroffen sind. Ein gruppenbasierter Ansatz privilegiert somit die emotionale Beschaffenheit von Gruppen gegenüber der individuellen Analyseebene. Gruppenbasierte Emotionen spielen eine Schlüsselrolle etwa bei ethnischen Konflikten (Halperin 2015). Dabei muss jedoch auf die Gefahr der Homogenisierung hingewiesen werden: obwohl gruppenbasierte Emotio-

nen im Namen einer Gruppe auftreten, werden sie letztlich immer noch von Einzelpersonen empfunden und können demnach auch von den emotionalen Vorgaben der Gruppe abweichen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass eine Besonderheit zwischen individuell geteilten und gruppenbasierten Emotionen darin besteht, dass sich die ersteren an internationalen Situationen und Ereignissen orientieren, die die persönliche Identität eines Individuums betreffen, während die letzteren Emotionen betreffen, die durch Ereignisse und Situationen hervorgerufen werden, die sich an der sozialen Identität mit einer Gruppe orientieren. Dies bedeutet auch, dass das Teilen von Emotionen auf internationaler Ebene nicht zwingend kollektive Identifikation erfordert und durchaus unabhängig von Gruppenzugehörigkeit erfolgen kann. Eine weitere Besonderheit betrifft die Tatsache, dass emotionale Interaktion nicht auf Aspekte der Emotion beschränkt ist, die sich hauptsächlich innerhalb eines Individuums abspielen. Die analytische Untersuchung konzentriert sich vielmehr auf die unmittelbare soziale Interaktion der Akteure. Gruppenbasierte Emotionen hingegen befinden sich auf einer Ebene, die sich mit den sozialen Konsequenzen und strukturellen Auswirkungen von Emotionen befasst. Mit anderen Worten, Emotionen, die auf individueller Ebene geteilt werden, sind in erster Linie Teil der Interaktion zwischen internationalen Akteuren und formen diese, während gruppenbasierte Emotionen in erster Linie Teil der internationalen sozialen Struktur sind und diese reflektieren.

Emotionale Ausdrucksform: spontan versus strategisch

Die zweite Dimension betrifft die Frage, ob kollektive Emotionen eher spontan oder strategisch ausgedrückt werden. In manchen Fällen werden Emotionen spontan geteilt. Aus dieser Perspektive stellen kollektive Emotionen einen unbewussten Akt dar, bei dem einzelne Gefühlszustände unbewusst imitiert und synchronisiert werden. Wenn Einzelpersonen den Emotionen anderer Menschen ausgesetzt sind, ahmen sie diese häufig nach, was emotionales Feedback erzeugt und zu emotionaler „Ansteckung“ (*emotional contagion*) führen kann. Dies kann das Vertrauen und die Solidarität zwischen Mitgliedern einer Gruppe fördern (zum Beispiel unter SoldatInnen im Krieg). Es kann aber auch internationale Konflikte hervorrufen: „When people spend their days with others who share their resentments and fury, feelings are sometimes like cancer cells – duplicating and dividing and dividing yet again, as time and hostilities go on“ (Hatfield/Rapson 2004, 130). Physische Nähe ist dabei ein wichtiger Faktor, der

die emotionale „Ansteckung“ begünstigt. Die physische Nähe erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass die emotionalen Ausdrücke Anderer unfreiwillig synchronisiert werden, beispielsweise bei persönlichen Begegnungen oder wenn Menschen bei politischen Protestmärschen oder Veranstaltungen sehr dicht beieinanderstehen und rhythmische Slogans singen, jubeln oder buhen. Dessen ungeachtet können moderne Massenkommunikation und soziale Medien emotionale Viralität auch ohne direkten physischen Kontakt erzeugen.

Am anderen Ende des Spektrums postuliert eine andere Position, dass Menschen ihre emotionalen Ausdrücke fast ständig kontrollieren oder regulieren, um sich in bestimmte Gruppen und Situationen einzufügen. Hier werden Emotionen als bewusst inszenierte, dramaturgische und institutionalisierte Performances synchronisierter Emotionen angesehen, die auf ein Ziel oder einen Zweck ausgerichtet sind (Goffman 1959). Internationale Organisationen müssen etwa häufig mit Spannungen zwischen den Gefühlszuständen einzelner DiplomatenInnen fertig werden. Ein Weg, um diese Spannungen zu umgehen, ist die Festlegung kollektiv geteilter Regeln und Normen emotionaler Ausdrucksformen (Koschut 2014; Hall 2015). Arlie Hochschild (1979) entwickelt hier das Konzept der „Gefühlsregeln“, die bestimmen, welche Emotionen innerhalb einer bestimmten sozialen Gruppe als angemessen oder unangemessen angesehen werden. So sind Wutausbrüche in der Generalversammlung der Vereinten Nationen eher unerwünscht, da sie aggressives Verhalten und kriegereischen Konflikte begünstigen können. Diesen Ansätzen ist gemeinsam, dass sie kollektive Emotionen als strategisch behandeln. Es wird dabei argumentiert, dass Emotionen durch institutionalisierte und intersubjektiv geteilte emotionale Richtlinien und Konventionen reguliert und kontrolliert werden und je nach sozialer Situation oder Kontext erlernt und angewandt werden können. Manchmal geht es bei emotionalen Konventionen auch um den Ausdruck von Emotionen im Allgemeinen. Zum Beispiel wird jungen DiplomatenInnen während ihrer Ausbildung beigebracht, ihre inneren Gefühle während internationaler Verhandlungen nicht zu offenbaren (was lediglich bedeutet, dass Emotionen latent und sozial reguliert sind, und nicht dass Emotionen abwesend sind). In anderen Fällen geben emotionale Konventionen den Ausdruck ganz bestimmter Emotionen vor, etwa in ritualisierten oder symbolischen Begegnungen wie Staatsbesuchen, Gedenkveranstaltungen oder internationalen Gipfeltreffen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die konzeptionelle Unterscheidung zwischen spontanen und strategischen Formen des emotionalen Ausdrucks auf unterschiedlichen Bedeutungen beruht, die mit sozial geteilten Emotionen verbunden werden. Spontane Emotionen setzen das Individu-

um Gefühlszuständen aus, die in diesem bestimmten Moment von vielen geteilt werden. Dies verleiht spontan zum Ausdruck gebrachten Emotionen eine ad-hoc-Qualität, die kurzlebiger und flüchtiger ist als das strategische Gegenstück. In der strategischen, Ausdrucksform besitzen Emotionen hingegen eine institutionalisierte und regulierte Qualität, die ein relativ stabiles und festes emotionales Muster erzeugt. Zusammenfassend generieren die beiden Hauptdimensionen – die emotionale Interaktionsebene und die emotionale Ausdrucksform – einen Analyserahmen zur Untersuchung von Emotionen in der internationalen Politik, der in Tabelle 1 dargestellt ist. Jede der vier Zellen repräsentiert eine spezifische Art der Untersuchung von Emotionen, die sich in den einzelnen Beiträgen des vorliegenden Sammelbands widerspiegeln.

Tabelle 1: Emotionen in der internationalen Politik

		Emotionale Ausdrucksform	
		<i>spontan</i>	<i>strategisch</i>
Emotionale Interaktionsebene	<i>individuell</i>	Markwica, Schlag	Cupac, Loges
	<i>gruppenbasiert</i>	Ayata/Harders, Heller	Müller, Clément, Reinke de Buitrago

Aufbau und Inhalt des Bands

Die Emotionsforschung in den IB ist durch große Dynamik und Vielfalt gekennzeichnet. Diese Diversität spiegelt sich auch in dem vorliegenden Band wider. Die einzelnen Beiträge beschäftigen sich mit unterschiedlichen Facetten der Rolle und Funktion von Emotionen in der internationalen Politik und decken so ein großes Spektrum möglicher Interaktionen und Ausdrucksformen ab (vgl. Tabelle 1). Und doch zeichnen sie letztlich nur einen kleinen Ausschnitt der Fülle an wissenschaftlichen Arbeiten, die in den vergangenen 20 Jahren Emotionen als Forschungsprogramm in den IB etabliert haben.

Robin Markwica zeigt in seinem Beitrag, warum und unter welchen Bedingungen außenpolitische EntscheidungsträgerInnen Kriege initiieren. Er

argumentiert, dass dabei deren emotionale Erfahrungen berücksichtigt werden müssen und nimmt Rückgriff auf sozialpsychologische Theorien. Sein Beitrag veranschaulicht den Einfluss individueller Emotionen auf außenpolitische Entscheidungsprozesse anhand eines historischen Beispiels: der Angriff des irakischen Machthabers Saddam Hussein auf Kuwait am 2. August 1990. Angesichts der Schlüsselrolle, die Emotionen in der zwischenmenschlichen Interaktion und individuellen Entscheidungsfindung spielen können, plädiert Markwica für eine stärkere Einbeziehung von Emotionen in die Theorien der Internationalen Beziehungen im Allgemeinen und der Außenpolitikforschung im Besonderen.

Gabi Schlag zeigt eine vollkommen andere Perspektive auf. In ihrem Beitrag analysiert sie, wie das Zusammenspiel von Bildern und Emotionen Diskurse in der internationalen Politik prägt. Sie argumentiert, dass emotional aufgeladene Bilder durch ein hohes Maß an Ambiguität geprägt sind und daher einer Methodologie bedürfen, die deren zwischenmenschliche emotionale Zirkulation und Interpretation erfassen kann. Aufbauend auf den wissenschaftlichen Erkenntnissen des *visual turn* in den IB untersucht Schlag wie Bilder spontane emotionale Reaktionen wie Leid oder Mitgefühl erzeugen können. Sie veranschaulicht dies anhand eines Bildes, das unter dem *hashtag* #humanitywashedashore um die Welt ging und zur globalen Ikone wurde: der tote Körper von Alan Kurdi.

Jelena Cupac lenkt den Blick auf die gegenwärtige Krise der liberalen Weltordnung. Sie argumentiert in ihrem Beitrag, dass die gegenwärtigen HerausforderInnen der liberalen Ordnung auf dem Vormarsch sind, weil sie einen Weg gefunden haben ein emotionales Narrativ voranzutreiben, welches diese Ordnung als Hauptursache für die Sorgen und Probleme vieler Menschen darstellt. Cupac zeigt dabei, dass Emotionen die Wirkung von strategischen Narrativen in der internationalen Politik entscheidend beeinflussen können. Ein strategisches Narrativ muss nicht nur kognitiv verstanden werden, sondern es muss erst als emotional „wahr“ und „richtig“ empfunden werden, um gesellschaftliche Resonanz zu erzeugen. Nach Ansicht von Cupac hängt der Erfolg strategischer Narrative in den IB demnach vom Zusammenspiel kognitiver und affektiver Faktoren ab.

Bastian Loges widmet sich in seinem Beitrag einer häufig gestellten moralisch-ethischen Frage der internationalen Politik: Warum schaut die internationale Staatengemeinschaft bei systematischen Massengräueltaten meist nur tatenlos zu? Aufbauend auf dem Konzept der *Responsibility To Protect* (R2P) zeigt Loges eine emotionstheoretische Perspektive der Übernahme internationaler Schutzverantwortung auf, die bestehende normbasierte Ansätze konzeptionell und empirisch ergänzt. Der Beitrag illustriert dies anhand eines Mehrebenenmodells von Verantwortungsübernahme im